Mona Hanafi El Siofi

So findet man die Regel eines Diskurses, oder: weshalb sollten muslimische Männer resistent gegen Kulturwandel sein?

Ursula Mihçiyazgan (2008) Der Irrtum im Geschlecht. Eine Studie zu Subjektpositionen im westlichen und im muslimischen Diskurs. Bielefeld: transcript Verlag, 290 S., 29, 80 Euro).

Im Vorwort von Mihçiyazgans *Der Irrtum im Geschlecht* erfährt man, dass es sich bei dieser Veröffentlichung vor allem um „einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Diskursanalyse als eigenständiger Methode der qualitativen Sozialforschung" (8) handelt. Gewissermaßen ist das eine Enttäuschung: Denn laut Untertitel ist man eigentlich auf *Eine Studie zu Subjektpositionen im westlichen und muslimischen Diskurs* eingestellt. Doch die empirischen Details zum Vergleich von Individuen westlicher und muslimischer Herkunft in ihrer „kulturelle(n) Differenz der Geschlechterdifferenz anhand von Darstellungen eines Irrtums im Geschlecht" (8) sind ausschließlich in einem (kostenlosen) Online-Materialband verfügbar. Im Buch selbst werden gegen Ende nur die Ergebnisse der Studie zusammengefasst und ansonsten widmet es sich ausführlich den theoretischen und methodologischen Aspekten, die der Datenanalyse vorausgingen. Daher lohnt sich die Lektüre hauptsächlich für jene, die sich mit Problemstellungen der Kultur- und Geschlechterforschung befassen.

Als Teil des ersten Kapitels „Die Projektidee und ihre Vorgeschichte" entwirft die Kultursoziologin zu heuristischen Zwecken ein Modell der unterschiedlichen Selbst- und Weltverhaeltnisse beider Gesellschaftsformen aus der Literatur. Im zweiten Kapitel „Die Prüfung der Grundannahmen" beschäftigt sich Mihçiyazgan kritisch mit der Gefahr einer Essentialisierung durch ihre Bezugnahme auf die beiden Kategorien Geschlecht und Kultur. Zum einen lasse sich beim „gegenwärtigen Stand der Diskussionen in den Gender Studies" nicht mehr voraussetzen, „dass es Frauen und Männer ‚gibt'" (66), zum anderen führe die Behauptung einer kulturellen Differenz zwangsläufig zu einer Hierarchisierung, so die Schlussfolgerungen ihrer Auseinandersetzung. Vor dem Hintergrund jener vehementen Erschütterung ihres Projektfundaments diskutiert die Autorin im dritten Kapitel „‚Konstruktion' und ‚Dekonstruktion'" die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der sehr heterogenen (de)konstruktivistischen Positionen. Dabei stellt sie fest, dass keiner der bestehenden Ansätze zweifelsfrei *ohne* ein Subjekt als Konstrukteur von Geschlechterdifferenzen bzw. Kulturunterschieden auskommt – abgesehen von Foucault und Butler: Und eben deshalb entscheidet sie sich zur Auswertung ihrer Daten für deren ‚diskurstheoretischen Ansatz'.

Doch lassen sich in Foucaults und Butlers Schriften Anweisungen für eine konkrete Auswertungsmethodik finden? Denjenigen, die da skeptisch sind, führt Mihçiyazgan im vierten Kapitel „Diskurstheorie und Diskursanalyse" überzeugend vor: „Jede Theorie enthält eine Modellannahme" (193). Demnach

entwirft die Autorin aus Foucaultschen und Butlerschen Texten zunächst ein Zwei-Ebenen-Modell (vgl. 208): Auf der höheren Ebene befindet sich die Diskursregel, die das Subjekt im ‚Sprechen als' anleitet, etwa ‚als' Mann bzw. ‚als' Frau. Diese Regel erzeugt wie eine Lichtquelle einen Kreis auf der darunter liegenden Ebene, das ist der Diskurs. Laut Butler gibt es für Subjekte kein außerhalb des Diskurses, sie können nur innerhalb dessen denken und sprechen, daher ist der Kreis vom „Feld des Undenkbaren" umgeben. Das Problem, dass Foucault und Butler zwar von einer „Pluralität der Diskurse" sprechen, aber „nicht systematisch berücksichtigen" (223), löst Mihçiyazgan – ganz im Sinne ihrer Forschungsfrage – in einem einfachen Schachzug: Sie verdoppelt ihr Modell! Nun ist die Darstellung zweier Diskurse mit den jeweiligen Regeln möglich, und sie können sich gegebenenfalls überlappen und Mischfelder bilden. Relevanz hat das, um „anzuzeigen, dass jeder Diskurs bestimmte Subjektpositionen bereithält, andere ausschließt" (273), und zwar „bevor das empirische Subjekt überhaupt spricht" (ebd.). So weit, so gut.

Mihçiyazgans zweite Behauptung, dass in jedem Modell auch der „Schlüssel für das Vorgehen bei der Analyse" (193) liege, kann sie ebenso nachvollziehbar machen: Der Diskurs-Kreis ihres Modells (vgl. 208) besteht aus einem inneren Feld, das „Feld des Sagbaren", und einem äußeren Feld, das „Feld des Unsagbaren". Das „Feld des Sagbaren" beschreibt die nach der Diskursregel korrekt gehenden, quasi gehorsamen Äußerungen des Subjekts, das „Feld des Unsagbaren" seine unabsichtlich oder absichtlich fehlgehenden Äußerungen. Demnach sind die Textdaten auf korrekte und fehlgehende Aussagen hin zu untersuchen, und aus ihrer „Typologie der Wiederholungen" (216) lässt sich schließlich die Diskursregel formulieren. Inwiefern etwas gesagt werden ‚darf' oder nicht, sprich, wo sich ein Subjekt innerhalb des Diskurses situiert, wird jedoch erst in der Interaktion mit anderen Subjekten, die darauf entsprechend reagieren, erkennbar. Deshalb kann Diskursanalyse nur als Meta-Analyse auf eine konstruktivistische Interaktionsanalyse nachfolgen, so die Autorin.

Im fünften Kapitel geht es für diejenigen, deren Neugier auf das Buch durch den Untertitel geweckt wurde, endlich zur Sache: Die Autorin gibt einen Einblick in die aus ihrer Datenanalyse gewonnen Regeln, „wie als ‚Frau' oder ‚Mann' im westlichen oder muslimischen Diskurs zu sprechen ist" (237). Auf die Skizzierung der ermittelten westlichen Subjektregeln verzichte ich zugunsten meiner Kritik an den muslimischen:

Für muslimische Frauen stellt Mihçiyazgan eine Mischform ihrer Diskursregel fest. Wollen sie Anspruch als ein Subjekt Frau erhalten, gelte: „Stelle dar, dass du männlichen Objekten keine Chance gegeben hast, sich dir anzunähern" (236) (d.i. die unveränderte muslimische Regel) bzw. wenn eine Annäherung an männliche Objekte stattgefunden hat, dann stelle dar, „dass du dich gleich wieder entfernt hast" (ebd.) (d.i. die hinzugetretene Erweiterung). Die plausible Annahme der Autorin ist, jene Mischform habe sich durch gesellschaftliche Veränderungen ergeben. Allerdings müsste diese Erklärung eventuell noch um eine *schichtspezifische* Komponente erweitert werden: Historisch betrachtet hatten muslimische Frauen der Eliten in den entsprechenden Ländern deutlich weniger

Bewegungsfreiheit als die der Unterschichten, welche durch ihre unentbehrlichen Erwerbstätigkeiten zwangsläufig mit Männern in Berührung kamen. So könnte die gefundene Regel für letztere seit jeher gegolten haben. Hier fragt sich also, inwiefern soziale Kategorien, die mit ‚Geschlecht' interagieren, in einer solchen Diskursanalyse berücksichtigt werden sollten. Das zum einen.

Zum anderen stellt Mihçiyazgan bei muslimischen Männern *keine* Mischform ihrer Subjektregel fest; sie laute: Versuche eine „(f)inale Annäherung an ein weibliches Objekt" (238). Aber wie ist eine Resistenz muslimischer Männer gegen gesellschaftliche Veränderungen stichhaltig zu begründen, so dass eine Modifikation ihrer Regel auszunehmen sei? Erstens wurde von AutorInnen wie Laila Ahmed nachgewiesen, wie sehr sich gerade muslimische Männer der Eliten des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts darum bemühten, sich europäischen Maßstäben anzupassen. Und zweitens liest man aus der Literatur über rezente muslimische männliche bzw. schwule Identitäten (u.a. Bochow/Marbach) heraus, dass für das zugeschriebene physiologische Geschlecht zwar ein ‚Imperativ' bezüglich des sozialen Geschlechts ausgesprochen werde, jedoch *nicht* für das sexuelle Begehren des ‚Gegengeschlechts'. Das hieße, ein muslimisches Subjekt Mann muss nicht notwendig ein Objekt Frau begehren. Vielmehr erscheint hier das sexuelle Begehren an die Favorisierung einer bestimmten sexuellen *Praxis* gebunden, nämlich: Penetrieren zu wollen bzw. sich Penetrieren zu lassen. Erst die Aktiv/Passiv-Binarität sei geschlechtlich codiert, ein ‚richtiger' Mann wolle penetrieren, ein Mann, der sich penetrieren lässt, gelte als verweiblicht. Es könnte demnach also eine ‚originäre' muslimische Diskursregel für männliche Subjekte *ohne* geschlechtliche Codierung des Zielobjekts geben, die da lauten möge: ‚Versuche eine Annäherung an Objekte, die man penetrieren kann'. Damit wäre Mihciyazgans gefundene Regel bereits das Überlagerungsprodukt *zweier* Diskursregeln und läge irgendwo innerhalb der Schnittmenge der beiden Diskurse in ihrem Modell nach Foucault und Butler; um sie als Mischform kenntlich zu machen, könnte man sie in etwa so umformulieren: ‚Versuche eine finale Annäherung/Penetration *nur noch* an Objekte, die man als Frau definiert'. Hier würde der Impakt sozialen Wandels auf die Subjektregel für muslimische Männer evident. Zur Überprüfung dessen müsste eine Forschung mit veränderter Fragestellung durchgeführt werden.

Meine Kritik ist nicht als Vorwurf, nur als Denkanstoß zu verstehen, zumal die Autorin „nicht behaupte(t), die endgültigen Formulierungen der Regeln gefunden zu haben" (237). Nichtsdestotrotz sind ihre Ergebnisse interessant, und zwar hinsichtlich der asymmetrischen Struktur sowohl der muslimischen als auch der westlichen Regelpaare: Die jeweils weibliche Regel ‚*re*agiert' nur auf die männliche.

> Die Nachrangigkeit des Terms ‚Frau' – also die Geschlechterhierarchie – ist in beiden Diskursen durch die Regeln abgesichert. Da die Regeln nur schwer zu verändern sind, folgt daraus auch: Die Aussicht, dass die Geschlechterhierarchie verändert oder aufgehoben werden könnte, ist skeptisch zu beurteilen. (256)

Wolle man daran zu rütteln versuchen, müsse ein weiblicher Subjektstatus „unabhängig von ‚männlichen' Zuschreibungen" (258) beansprucht bzw. „vor allem die Regel für ‚Mann' geändert werden" (267).

„Im „Fazit" des Buches fasst die Autorin die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit noch einmal kurz zusammen und hofft, dass ihr Beitrag zur Diskursanalyse zur weiteren Präzisierung und Klärung offener Fragen anregt. Auf jeden Fall hat Mihciyazgan der Geschlechterforschung mit dieser Veröffentlichung einen Datenauswertungsansatz mit Potential vorgelegt.

Yvonne Weigelt-Schlesinger

Zwangsheirat – eine Herausforderung für Gesellschaften und ihre Institutionen

Yvonne Riaño/ Janine Dahinden (2010) Zwangsheirat: Hintergründe, Massnahmen, lokale und transnationale Dynamiken. Zürich: Seismo (164 S., 18,50 Euro).

Zwangsheirat ist eines der Themen, die vor dem Hintergrund globaler sozialer Transformationen, erhöhter Mobilität und einer verstärkten Transnationalisierung von sozialen Realitäten die Gesellschaften und ihre Institutionen immer wieder vor neue Herausforderungen stellen. So wird das Thema Zwangsheirat auf medialer und politischer Ebene kontrovers diskutiert. Immer wieder berichten die Medien über skandalöse Einzelfälle, die oft in Verbindung mit dem Begriff der ‚Scheinehe' gebracht werden, als kulturelle Praktik spezifischer MigrantInnengruppen thematisiert und als eine Folge gescheiterter Migrationspolitik kommuniziert werden. Dabei steht außer Zweifel, dass Zwangsheirat zum einen eng an verschiedene Formen von Gewalt gekoppelt ist und zum anderen Geschlechterungleichheiten produziert und reproduziert.

Vor diesem Hintergrund überrascht es, dass der gegenwärtige wissenschaftliche Kenntnisstand über dieses facettenreiche Phänomen keinesfalls als hinreichend zu bezeichnen ist.

Yvonne Riaño und Janine Dahinden nähern sich dem Thema aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive. Sie wollen die Forschungslücke schließen und gesicherte empirische Erkenntnisse zur Thematik generieren, um eine differenzierte Debatte zu ermöglichen und anschließend daran Empfehlungen für Präventions- und Interventionsmaßnahmen an die jeweiligen Beratungsstellen geben zu können. Zu diesem Zweck wurde die Studie von der *Fachstelle für Gleichstellung* der Stadt Zürich in Auftrag gegeben.

Auf 154 Textseiten, die in zwei Teile und acht Kapitel gegliedert sind, greifen die Autorinnen, die politische Aktualität des Themas Zwangsheirat auf und versuchen es theoretisch und empirisch genauer zu fassen. Dabei gelingt es ihnen sehr gut, die bisher wenig beleuchtete Sicht auf die Thematik an die Oberfläche zu bringen. Im ersten Teil der Publikation wird die empirische Vorgehensweise